

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 8

Artikel: Herzen in Not! [Fortsetzung]
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herzen in Not!

Roman von Emil Schibli

Illustriert von Rodolphe Bolliger

(Fortsetzung.) Franz Spöndlein, der Besitzer der grossen Dorfschreinerei, war von einer verzehrenden Leidenschaft für die junge schöne, aber arme Anna Bosshard erfüllt. Er setzte es durch, dass Anna, obschon sie ihn nicht liebte, auf Drängen ihrer Mutter, in sein Haus kam, um ihm die Haushaltung zu führen.

Die Mutter Annas, Frau Bosshard, quartierte Hug, einen jungen selbstbewussten Vorarbeiter im Haus ein, der mit dem Bruder Annas, Alfred Bosshard, sich eng befreundet hat. Anna liebt Hug ebenso sehr, wie sie Spöndlein immer mehr verachtet und verabscheut. Hug aber beachtet die Zeichen ihrer Neigung nicht, es kommt sogar zwischen ihnen zum Streit, worauf Anna ihm zum Trotz Spöndlein heiratet.

Aber es dauert nicht lange, bis die beiden Eheleute hart aneinander geraten. Spöndlein ist fest entschlossen, in seinem Hause Meister zu bleiben. Sein ungestümes Verlangen nach Anna ist gestillt, er schickt sich an, sie als ein Stück seines Besitzes in die Rubrik seiner täglichen Gewohnheiten einzuordnen. Aber Anna ist nicht die Natur, sich Spöndlein unterzuordnen. Am schlimmsten aber ist, dass ihre verzehrende Liebe zu Hug immer stärker wird. Eines Abends gesteht sie Hug ihre Liebe, um sich von der Qual der Heim-

lichkeit zu erlösen. Hug hält es für seine Pflicht, trotz diesem Geständnis bei Spöndlein auszuharren; er glaubt, dass er Anna helfen müsse. Seine frühere Gleichgültigkeit ist aber auch bei ihm dahin. Spöndlein merkt die Veränderung im Benehmen der beiden, sein Argwohn wächst täglich. Eines Nachts findet er Hug im ehelichen Schlafgemach vor dem Bette seiner Frau. In massloser Wut erhebt er gegen diesen den Revolver. Bei dem entstehenden Handgemenge geht ein Schuss los, die Kugel trifft aber Spöndlein selbst. Die Polizei kommt. Hug ist des Totschlages verdächtig. Anna flüchtet fassungslos zu ihrem Bruder.

XVI.

Ihr könnt mir sagen, was Ihr wollt», sagte Frau Bösiger auf dem Heimweg nach der Gerichtsverhandlung zu Frau Bohnenblust, «die Alte ist an allem schuld. Sie sollte man einsperren! Sie hat alle verhext. Spöndlein wurde von ihr verhext, Anna wurde von ihr verhext, der Arbeiter wurde von ihr verhext. Und jetzt hat sie endlich, was sie wollte: das Geld. Geht mir weg, aber ich nehme Gift darauf, dass die Bosshard mit dem Teufel im Bunde steht!»

«Aber», wendete Frau Bohnenblust dagegen ein, «an der Beerdigung ihres Schwiegersohnes war sie von allen Leidtragenden die einzig Trostlose. Sie hat

ja geweint und geschluchzt, als ob sie dem Toten ins Grab nachsinken wollte. Die junge Frau war nicht halb so ergriffen wie ihre Mutter. »

« Ach, papperlapapp ! Das beweist gar nichts », sagte Frau Bösiger. « Das war pure Verstellung. Theater spielen, das kann sie, die Hexe ! Ums Geld war es ihr zu tun und um nichts anderes ! Ich kenne sie. Die Anna hätte gern einen andern Mann gehabt, das weiss man; aber die Alte war beständig hinter ihr her, bis sie Ja sagte. Sogar die eigene Tochter hat sie verhext, diese Hexe ! »

« Bst », sagte Frau Bohnenblust. « Nicht so laut. Wenn uns jemand zuhörte, könnte Ihr es noch mit dem Gericht zu tun bekommen. »

« Ach, warum nicht gar ! » sagte Frau Bösiger. Aber sie hörte sogleich auf, das Liedlein noch weiter so scharf zu blasen. « Habe ich es nicht immer gesagt », rief sie aus, « dass die Herrlichkeit da drüben im Schreinerhaus ein schlimmes Ende nehmen werde ? Und jetzt ist es so gekommen. Ach, wie glücklich hätte der arme Franz selig mit unserer Ida leben können ! Und jetzt liegt er — es ist noch kein Jahr her seit seiner Mutter Tod — unterm Boden. »

« Ja, gället », sagte die Bohnenblust, « es geht manchmal kurios zu im Leben. »

Eine Zeitlang hatten natürlich alle Leute von nichts anderm als von dem Morde gesprochen. Von dem Morde ? « Nein », sagten einige, « Mord kann man scheint's nicht sagen. Hug hat in Notwehr gehandelt. Und der Doktor sagt ja auch; der verhängnisvolle Schuss müsse unbedingt von Spöndlein selbst abgedrückt worden sein. »

Andere wieder meinten, es sei eben niemand dabei gewesen, und man könne über diese merkwürdige Geschichte auch anderer Meinung sein. Verdächtig sei jedenfalls, dass das Unglück sich in der Schlafkammer der Eheleute zugetragen habe. Und man habe ja in der Zeitung lesen können, dass Anna bereits im Bette lag, als Hug zu ihr ins Zimmer kam.

« Ja », sagten manche und zwinkerten mit den Augen, « das lässt tief blicken. »

Schliesslich einigte man sich darauf, dass man nun sehr gespannt sein dürfe, zu vernehmen, wie das Urteil in diesem Prozess ausfalle.

Wo hätten solche Diskurse am besten stattfinden können, wenn nicht in den Wirtshäusern ?

Es gab ein Anschwellen des Interesses für die Affäre und dann ein Abflauen, und jetzt war die Kurve der Neugier und Geschwätzigkeit noch einmal hoch hinauf gestiegen.

Hug war freigesprochen worden.

Nun gab es noch eine kurze Weile der Spannung, dann würde das Leben andere Wogen ans Ufer rollen; Altes wurde fortgespült, Neues kam heran.

Bosshard und Anna hatten den Enthafteten abgeholt. Es war eine stille Begrüssung, keinem von den dreien war es um viele Worte zu tun. Hug war ein wenig blass geworden und hatte von seiner frühern Straffheit einiges eingebüsst.

In Eglach drehte sich alles nach ihnen um, es war ein unsäglich peinlicher Spiessrutengang; aber auch das ging vorbei, und aufatmend gewann man das bergende Heim.

Hug ging sogleich in seine Kammer hinauf und kam erst wieder zum Vor-

schein, als Bosshard ihn bat, mit ihnen das Abendbrot zu nehmen.

Als dann draussen im Garten eine Amsel ihr Danklied in die Dämmerung sang, lächelte Hug und sagte schlicht: « Leben ist etwas unendlich Schönes, wenn man ungebunden, wenn man frei ist. »

Anna legte dem Geliebten Essen vor und sah ihn still an, und Tränen rannen ihr in schweren, langsamen Tropfen über die Wangen. Bosshard hob sein Glas mit einem dunklen, alten Rotwein und trank ihnen, dem Freunde und der Schwester, zu.

« Zur Gesundheit, Jakob. Zur Gesundheit, Anna. »

War Frau Bosshard nicht da? Nein, Bosshard hatte es so einzurichten gewusst, dass sie noch im Städtchen geblieben war, um Einkäufe zu machen; denn das Dabeisein der Mutter in den ersten Stunden des Wiedersehens mit dem Freunde hätte ihn gestört.

Als der Bann einer leisen Entfremdung und Scheuheit unter der Einwirkung des nahen Beisammenseins, des genossenen Essens und des Weines langsam wich, sagte Hug zu dem Geschwisterpaar, dass es bei ihm feststehe, morgen zu verreisen. Und als er sah, wie Annas Tränen reichlicher zu fliessen begannen, trat er zu ihr hin, sah ihr lächelnd nahe in die Augen und sagte: « Es muss sein, Anna. »

Bosshard, der hier nichts zu tun hatte, ging hinaus und liess die beiden allein.

XVII.

Wirklich wahr, warum hatte Frau Bosshard am Grabe des Schwiegersohnes so herzbrechend geschluchzt? Ach, zum Teufel mit diesem ewigen Warum! Es gibt nichts Dümmeres, als immer zu fra-

gen warum. Wird eine alternde Frau aus dem Volk an einem offenen Grab anderes tun, als herzbrechend weinen? Nein, das wird sie nicht. Aber es wird sie auch nicht daran hindern, bald darauf, wenn sie nur erst den rührenden und gruseligen Anblick hinter sich hat, das tägliche Essen zu bereiten, einen Kanarienvogel zu füttern oder ähnliche Dinge zu treiben.

Und so war es denn auch Mutter Bosshard, welche zuerst den irdischen Dingen tapfer wieder in die Augen blickte und ihren Kindern in die stille, gedankenvolle Versunkenheit irgendwelche nüchternen Worte warf, dass sie, schmerzlich betroffen, aufschreckten.

Sie war es, welche zuerst fragte, was denn nun werden solle, sie war es, welche von Haus und Werkstatt und Geld sprach.

Sie forderte ihren Sohn auf, als Sachwalter das überkommene Gut nun zu überblicken und zu wahren, an den Verkauf des Ganzen zu denken, für dies und jenes besorgt zu sein, und so fort.

Aber Alfred lachte ihr höhnisch ins Gesicht.

« Hole der Teufel diesen verfluchten Besitz! » rief er aus. « Ich will nichts damit zu tun haben! »

« Nun, » sagte die Mutter, « dann müssen wir eben sehen, dass jemand anders es macht. Dann müssen wir zu einem Notar. »

« Oh », sagte Anna, « es eilt ja nicht so. »

Aber Frau Bosshard gab sich mit diesem Bescheid nicht zufrieden.

« Wieso eilt es nicht? » sagte sie.

Alfred ging aus dem Zimmer.

Frau Bosshard schüttelte den Kopf darüber.

« Ein merkwürdiger Bursche », sagte sie. « Er wird es nie zu etwas bringen. Er tut immer so, als wenn er gar nicht auf dieser Welt wäre. — Also, wieso eilt es nicht? Du kannst doch nun den ganzen Betrieb nicht einfach stillstehen lassen. Ich denke doch, das Beste sei, wenn wir alles sobald wie möglich verkaufen und uns einen andern Wohnort suchen. Oder hast du Lust, noch länger hier in Eglach zu bleiben, wo schliesslich jedes Schulkind mit den Fingern nach uns zeigt? Oder willst du das Geschäft allein weiterführen und dich zu Tode ärgern? »

« Ja, ja », sagte Anna. « Das wird sich alles finden. Lass mir jetzt nur ein paar Tage Ruhe, und schwätz nicht so viel; meine Nerven tun mir weh. »

Da erhob sich Frau Bosshard.

« Es ist immer das gleiche mit euch », sagte sie. « Man gibt sich die grösste Mühe, man opfert sich auf für euch, und zum Dank erhält man dann noch ein böses Maul. »

« Ach! » rief Anna, « es wäre wohl besser, du würdest oder du hättest dich nicht so sehr für uns aufgeopfert. Mir wäre es sicherlich wohler. Uebrigens, dieser ganze Besitz hier, der dir so Sorge macht, ist auf mich übergegangen, nicht auf dich. »

Das war der guten Frau zu viel.

Sie ging hinaus.

Aber Haus und Hof des Kindes liessen ihr keine Ruhe, und nachts im Bette — sie schlief nun in Annas Kammer — fing sie wieder davon zu sprechen an, und Anna sagte nun: Ja, sie, die Mutter, habe ganz das Rechte gedacht. Es sei wirklich am Besten, alles zu verkaufen und von hier so bald wie möglich fortzu-

ziehen. Auch ihr wäre das sehr lieb.

Sie beschlossen — da Alfred doch mit allem nichts zu tun haben wollte — das Ganze, mit allem Drum und Dran, einem Notar in Gratlingen zu übergeben. Es gebe deren zwei, sagte die Mutter, der bessere sei, glaube sie, wenigstens nach dem was man etwa so zu hören bekomme, Honegger.

« Dann gehen wir also zu Honegger », sagte Anna. « Gute Nacht. »

« Gute Nacht, Anna. »

Honegger, ein Mann in den besten Jahren — gegen die Vierzig mochte er rücken — von tadellosen Manieren und einer in der Gegend fast sprichwörtlich gewordenen Liebenswürdigkeit, erfreute sich einer weit verbreiteten, grossen Kundschaft. Jedermann war Rühmens voll über die treffliche Art, wie Honegger ihm aufgetragene Geschäfte erledigte. Seine zahlreichen Verbindungen mit angesehenen Unternehmungen und Banken — er zeichnete in mehr als einem halben Dutzend als Verwaltungsrat — machten ihn so recht geeignet, die Vermögen der kleinen Rentner in und um Gratlingen herum zu betreuen. Man durfte versichert sein, dass Herrn Honegger anvertraute Kapitalien zu einem anständigen Prozentsatz solide zinstragend angelegt wurden. Zum guten Ende war von ihm noch bekannt, dass er seine Klientel für eine ausnehmend bescheidene Honorierung bediene, kurz, Herr Honegger konnte geradezu als das Ideal eines Vermögensverwalters bezeichnet werden.

Zu diesem Manne ging Frau Bosshard eines Morgens in die Sprechstunde. Nachdem sie eine hübsche Weile lang hatte warten müssen, weil einige Leute vor ihr an die Reihe kamen, erschien endlich ein

Bureaufräulein unter der Türe des Wartezimmers und rief ihren Namen.

Als Frau Bosshard etwas bedrückt, wie wenn sie bei einem Zahnarzt wäre, flüsterte: «Ja, gern», lächelte das Fräulein wie ein Engel und sagte liebevoll: «Herr Honegger lässt bitten!»

Als sie ins Bureau trat, ging Herr Honegger auf Frau Bosshard zu und gab ihr die Hand auf eine Art, als ob er seit langem ihr Freund wäre.

«Guten Tag, Frau Bosshard!», sagte er. «Sie müssen entschuldigen, dass ich Sie so lange warten liess; aber es ging leider nicht anders. Es geht der Reihe nach.»

«Oh, es macht gar nichts», flüsterte Frau Bosshard. «Ich hatte ja Zeit, warten zu können.»

«Nehmen Sie bitte Platz», sagte der Herr Geldverwalter, Haus- und Landverkäufer, wies auf einen weichen Klubsessel und zündete, während die Frau sich setzte, eine Zigarre an.

«Sie kommen also zu mir», sagte er, «wegen des Verkaufes der Spöndleinschen Liegenschaften. So viel ich weiss, ist ihre Tochter, Frau Witwe Spöndlein, einzige rechtliche Erbin des gesamten Nachlasses. Nicht wahr?»

«Ja», sagte Frau Bosshard. «Meine Tochter wird dann noch persönlich mit dem Herrn Notar reden kommen; heute morgen war sie verhindert.»

Hierauf sagte oder fragte Herr Honegger wieder etwas, dann wieder Frau Bosshard. Und so weiter.

Schliesslich versprach Herr Honegger,



alles in möglichster Kürze regeln zu wollen. Da die Erbin gesonnen wäre, den Besitz zu sehr günstigen Bedingungen für einen Käufer zu veräussern, werde es wahrscheinlich an Kaufangeboten nicht fehlen; es hätten sich übrigens unter der Hand gewisse Interessenten bei ihm bereits erkundigt. Er habe sich aber Frau Spöndlein nicht aufdrängen wollen. Da man ihn nun — was für ihn sehr schmeichelhaft sei und was er werde zu würdigen wissen — als Mittels- und Vertrauensmann für den Verkauf heranzuziehen gedenke, und da, was er sehr wohl begreife, der Verkauf so rasch als möglich solle vollzogen werden, so würde er noch im Laufe des Tages, vielleicht gegen den Abend, nach Eglach hinüber kommen, um die Angelegenheit auch mit Frau Spöndlein zu besprechen.

Herr Honegger vergass nicht, bevor er nach Eglach ging, den Interessenten, einen Fabrikanten, zu benachrichtigen und ihm schmunzelnd zu sagen: Hier sei ganz sicher ein prima Handel zu machen.

« Also », sagte der Fabrikant, ein Duzfreund des Notars, hob sein Glas und trank dem Makler Gesundheit zu, « so geh jetzt und lass dein gutes Schnörrenwerk laufen. Wenn du den Handel so machst, wie ich ihn gern hätte, will ich mich dann auch erkenntlich zeigen. »

XVIII.

« Hab' ich nicht recht gehabt? » sagte Frau Bösiger zu Frau Bohnenblust. « Hab' ich nicht recht gehabt, als ich letztthin behauptete, es sei der Alten nur ums Geld zu tun? Die ganze Liegenschaft samt Mobiliar ist scheint's gestern gegen

Barzahlung für hunderttausend Franken verkauft worden. »

« Eh, was Ihr nicht sagt! » sagte Frau Bohnenblust. « So, so. Und jetzt? Was wollen Bosshards jetzt anfangen? »

« Das weiss ich nicht », sagte die Wirtin. « Ich denke, sie werden dem Dorfe bald den Rücken kehren. Das ist auch das Beste, was sie tun können. Es wird ihnen niemand nachweinen. »

« Und der Alfred? Will er dann allein dableiben? »

« Ich weiss es nicht. Aber vielleicht fängt er jetzt dann doch noch an, weiter zu studieren. Die Alte hätte es ja schon lange gern gesehen. Wahrscheinlich hat aber Spöndlein nicht in den sauren Apfel beissen wollen. Anna wird ihm das Geld wohl geben. »

Bösiger kam hinzu und lachte, als er hörte, dass wieder einmal Bosshards dran glauben mussten. Er machte eine beiläufige Bemerkung.

« Ja, wir haben grad von Alfred gehabt », sagte die Bohnenblust. « Was meint Ihr, Bösiger, wird er, jetzt wo seine Schwester eine reiche Frau ist und allein schalten und walten kann, wird er jetzt auch noch bei den Sozialisten bleiben? »

« Ja, das wird sich jetzt dann zeigen », sagte Bösiger. « Es ist schon möglich. Der ist sowieso halb verrückt und nicht wie andere Leute sind. Er will immer etwas Besonderes. Aber wenn ich Schulkommissionspräsident bin — Häuptli will nächstens abgeben — will ich dem Herrn dann zeigen, wo der Weg durchgeht, und wo nicht. »

Das Telephon schrillte.

Bösiger polterte in seinen Holzschuhen davon.

Gleich darauf kam er aufgeregt zurück.

« Du ! » rief er, « wir bekommen zum Vieruhressen eine Hochzeit. Fünfzehn Personen. Aufschnitt und Tee ist bestellt. Allehopp, das Sälchen in Ordnung bringen und Tische decken ! »

« Eh du meine Güte ! », sagte Frau Bösigger zur Bohnenblust. « Behüt Euch Gott ! »

Die Frauen Bosshard zogen bald darauf in ein Häuschen an den Thunersee. Alfred hingegen blieb auf seinem Posten: in den Ferien würde er dann ganz gern auch kommen. Er mietete sich bei Herrn Ganz, dem Kollegen, ein Dachzimmerchen und grübelte, wenn er nicht für die Schule zu arbeiten hatte, stets über vielen wichtigen Fragen.

Hug hatte Eglach den Rücken gekehrt. Vorher, an jenem Abend der Heimkunft aus dem Untersuchungsgefängnis, hatte er noch mit Anna und Bosshard über seine Pläne gesprochen. Es waren keine grossen Pläne; er wollte irgendwo Arbeit suchen, aber zuvor und solange es ihm beliebte, seine neu gewonnene Freiheit, durch das Land wandernd, bedächtig geniessen.

So ging er denn, nachdem seine Schriften in Ordnung und seine in Eglach ersparten Franken von der Kreisbank abgehoben waren, nach einem herzlichen, wenn auch sehr stillen Abschied von seinen Freunden, in südlicher Richtung davon. Er hatte im Sinn, einige Zeit im Tessin zu verbringen, das er von früher her kannte und nach dessen lenzlicher Wärme und Farbigkeit er sich nun besonders sehnte.

Alles unnötige Gepäck war einstweilen bei Bosshards geblieben. Sorgenlos, man könnte sagen innerlich singend, trat er seine Reise an.

XIX

Man möchte glauben, so ein Dorf sei nichts als eben ein Dorf. Aber wer näher zusieht, wird bald gewahr werden, dass dem nicht so ist. Ein Dorf ist nichts mehr und nichts weniger als ein kleiner Weltspiegel. Alle Dinge, die hier vor sich gehen, sind wohl auf ein kleines Mass zugeschnitten; aber in ihren Wurzeln sind es ganz die selben Dinge, welche in der grossen Welt vor sich gehen. Es gibt hier so merkwürdige Käuze wie irgendwo, der Menschenatem und die Menschenseele ist nicht anders als überall. Mögen die Formen des Daseins verschieden und mannigfaltig sein, Kern und Wesen des Lebens sind von den Kräften des Teufels und von den Kräften Gottes erfüllt und getrieben.

Eines Tages wurde bekannt, dass der stattliche, sehr angesehene und lebenswürdige Herr Honegger, Notar in Gratlingen, alle ihm anvertrauten Gelder durch üppige Valutaspekulationen verloren habe und flüchtig geworden sei. Konnten solche Herren nicht ebensowohl in Wien, in Paris, in Berlin, London oder New York oder sonst irgendwo gefunden werden ? Gewiss — und in der für solche Fälle reservierten Zeitungsspalte war Honegger denn auch richtig mit andern Geld- und Schicksalspielern zusammen eingereiht worden.

In Eglach wirkte die Nachricht wie ein Feuer im Wespennest. Begreiflich, denn was bringt die Menschen mehr zur Verzweiflung, als wenn sie ihr Geld verlieren ?

Bosshard wusste, dass Anna, vielmehr die Mutter, fast die ganze Kaufsumme für den Spöhdleinschen Besitz Honegger anvertraut hatte. Und er erinnerte sich

wieder der Worte, welche er damals, bevor es ans Verkaufen ging, der Mutter gesagt hatte: «Hole der Teufel diesen Besitz!»

Er hatte ihn geholt.

Ihn bekümmerte es wenig. Aber die Mutter? Er wusste, wie ihr Herz am Gelde klebte. Er wusste, dass ihr heissester Wunsch zeit ihres Lebens immer der gewesen war, zu Geld zu kommen. Sie hätte ihre Seele dem Bösen dafür verkauft, wenn er vor ihr erschienen und ihr gesagt hätte: Ich will dir für den Preis deiner Seele zu Geld verhelfen.

Die Herbstferien hatten eben begonnen. Bosshard wollte eine Fussreise nach Italien unternehmen, nun gab er den Plan auf und fuhr zu den beiden Frauen an den See.

Um Anna war ihm nicht bange; sie trug tiefere Wünsche und Schmerzen in sich als die Sorge um den überkommenen Mannesbesitz.

Aber die Mutter hatte ihn sicherlich nötig. Jetzt war es Zeit, ihr beizustehen.

Er liess, während er im Eisenbahnwagen sass, den Lauf der letzten Jahre an seinem innern Sehen vorbeiziehen. Wie merkwürdig war das alles und wie unwahrscheinlich!

Das Leben ist wahrhaftig wie ein Roman, wie ein guter oder schlechter Roman, je nachdem. Und es ist eigentlich sonderbar, dass es zu den vielen Dichtern nicht noch eine Schar mehr gibt. Die Romane liegen ja überall haufenweise herum. Es braucht einer nur ein wenig ins Leben hineinzusehen und das, was er sieht, aufzuschreiben. Zwar so einfach wird es nun ja wohl nicht sein, sonst müsste es mehr gute Romane geben, ob-

gleich man sagen kann, das Leben liefert auch mehr schlechte als gute Romane.

Aber — was denke ich da für einen Stiefel zusammen, sagte sich Bosshard.

Er sah sich die Leute im Wagen an. Männer und Frauen sassen auf den Bänken umher. Alle machten irgendwie bekümmerte oder gleichgültige Gesichter; es war niemand da, der die hellen, guten Augen etwa eines fröhlichen Kindes oder eines Hundes gehabt hätte. Jeder von diesen Reisenden trug einen unsichtbaren Packen von Sorgen, Schrullen oder drückenden Gedanken mit sich, und einigen von ihnen war der Rücken krumm davon.

Und Bosshard dachte wieder einmal, was er schon oft beim Anblick von Menschen gedacht hatte: Der Mensch ist ein armer Teufel. So oder so. Der Fluch Gottes lastet immer noch auf ihm. Wann werden wir genug getragen und gebüsst haben, wann werden wir einmal frei und Gottes Kinder sein?

Auf einer kleinen Station stieg ein junges Mädchen — zwölf, dreizehn Jahre alt — in den Wagen. Es schleppte ein unförmiges Paket mit sich.

Jemand war ihm behilflich.

Das Mädchen war ärmlich und nicht sehr sauber gekleidet. Ein Armeleutekind. Es hatte sich in eine Ecke gesetzt und schaute ohne Teilnahme durchs Fenster in den Herbsttag hinaus. Von gedrungener, scheinbar kräftiger Gestalt war es, aber man sah ihm doch bald an, dass es nicht sehr gesund sein konnte.

Es sass noch kaum im Wagen, als es, den Kopf nach hinten gebogen, die Augen schloss und aus weit geöffnetem Munde röchelnde Laute hören liess.

Die Reisenden, die vorher so unbeteiligt dagesessen hatten, sprangen nun von

ihren Sitzen und standen um das stöhnende Kind herum.

Eine alte Frau öffnete ihm das Kleid am Halse und rieb ihm die Brust.

Das Mädchen röchelte stossweise.

Jemand rief den Schaffner herein.

Die Kranke wurde darauf hinaus und in den Gepäckwagen getragen, wo man sie auf den Boden betten konnte.

Auf der nächsten Station kam ein Arzt.

In Bern trug man das arme Kind, mit einer Wolldecke zugedeckt, auf einer Bahre durch die Bahnhofhalle.

Es war tot.

Wer war das Mädchen? Ein deutsches Ferienkind aus Baden, welches heute mit andern deutschen Ferienkindern heimreisen wollte. Und daheim freuten sich die Eltern aufs Wiedersehen. Ja, die arme, gute Mutter hatte wohl einen Kuchen gebacken und das Bett des Kindes mit frischer Wäsche angezogen. Nun warten

beide, Vater und Mutter, und auch einige Geschwister warten vielleicht, und sie wissen zu dieser Stunde noch nicht, dass am Abend bei ihnen der Tod einkehren wird.

Als die Reise weiterging, hatte sich das Bild geändert. Eine Hochzeitsgesellschaft war in den Wagen gestiegen. Es ging lustig zu und her. Ein Bursche jodelte. Ein anderer spielte auf einer Handharfe. Rotbackige Bauernmädchen sangen ein Lied.

I ha-n-es Hüsli nett und blank
im liebä Schwizerland...

Bosshard gelüstete es, die zweite Stimme dazu zu machen, und er sang mit.

Leben und Tod, Tod und Leben ist alles eins. Ist alles ineinander verwoben wie rote und grüne, schwarze und weisse Fäden zu einem Teppich, dachte er. Ich will mitsingen, solange ich noch ein roter Faden bin!
(Fortsetzung folgt.)

